Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 34 (1978)
Heft: 6

Artikel: "Der gestrafft Schwitzer Baur..."
Autor: Bebermeyer, Renate
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421258

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Der gestrafft Schwitzer Baur . . ."

Eine Schweizer Flugschrift aus dem Jahre 1522

Von Dr. Renate Bebermeyer

„Niemand anders als er hat unsere Sprache zum wahren Bildungsmittel erhoben"[1] sagt Friedrich Kluge von Luther, in dem er den eigentlichen Entdecker der Muttersprache sieht. Der Reformator wird solchermaßen zu einer zentralen Schlüsselgestalt der deutschen Sprachgeschichte. Wenn auch aus heutiger Sicht Luther nicht mehr als *der* Schöpfer des Neuhochdeutschen gilt, und einiges noch immer zu relativieren bleibt, muß festgehalten werden, daß es für die reformatorische Bewegung wie für die deutsche Sprache gleichermaßen wichtig war, daß Luther sich weithin des Deutschen bediente: einmal konnte nur so die Reformation zur Massenbewegung, zum die Masse wirklich bewegenden weitgreifenden Ereignis von historischem Rang werden, zum andern erfuhr die verachtete Volkssprache eine Neubewertung, eine Aufwertung, die sie vom Odium, die Sprache der ‚Dummen' zu sein, befreite. So kommt es, daß in den frühen Auseinandersetzungen um die „neue Lehre" nicht nur religiöse, theologische und soziale Probleme im Mittelpunkt streitbaren Gegeneinanders standen, vielmehr auch die deutsche Sprache zum gewichtigen hochrangigen Streitpunkt wurde. Wäre es nach den Wünschen der „Römlinge" gegangen, befindet Kluge, wäre „der Reformationskampf ein internationales Mönchsgezänk geworden", wären wir „noch heute keine Nation von selbständiger Bildung" (S. 17). Die Nutzung der deutschen Sprache nun verhalf breiten Volksschichten zu aktiver Teilnahme am geistig-geistlichen Geschehen, für sie bricht „eine neue Bildung" an (S. 21). In dieser so bedeutsamen Auseinandersetzung verweist Friedrich Kluge nachdrücklich auf einen wichtigen Beitrag der Schweiz, auf die Flugschrift „Der gestrafft Schwitzer Baur...", der er in der deutschen Sprachgeschichte einen „besonderen Platz" eingeräumt wissen will" (S. 20). Die Umstände, denen diese Schrift erwächst, erhellt uns ein Situationsbericht von Karl Hagen[2]. Symptomatisch für diese „Oppositionsliteratur" der frühen reformatorischen Jahre ist auch für ihn die genannte Schweizer Flugschrift („am bezeichnendsten für diese Verhältnisse ist eine Flugschrift: der gestrafft Schwitzer Baur" — S. 222). Hagen stellt

[1] Fr. K., Von Luther bis Lessing, Straßburg 1904, S. 18

[2] Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter, Erlangen, 1843, Bd. 2: Der Geist der Reformation und seine Gegensätze.

fest, daß die „neuen Ideen" schnell und tief „in die unteren Volksclassen eingedrungen" sind, und fährt fort: „Mit Begierde wurden die deutschen Schriften gelesen, insbesondere aber Luthers deutsche Übersetzung der Bibel. In der Regel geschah dies in kleinen Versammlungen: entweder daß ein Bauer oder Handwerker seinem Hausgesinde die neuen Schriften vorlas..., ...; man sprach auch darüber... an öffentlichen Orten..., auf dem Markte... Es versteht sich von selbst, daß diese Dinge den Anhängern der alten Richtung höchst unbequem waren, denn es war auf diese Weise den Pfaffen fast jede Wirksamkeit entzogen. Darum eifern sie häufig genug dagegen, daß Bürger und Bauern, Schuster und Schneider, Weiber und Kinder jetzt von Religion sprechen und sich gegen die Geistlichkeit auflehnen und, da sie den Grund dazu sehr richtig in der Verbreitung der deutschen Bücher fanden, auch gegen diese. Die Meinung der Pfaffen, daß die religiösen Dinge zu schwer seien, als daß Laien darüber sprechen könnten, hielt man entgegen, das Evangelium sei auch nicht grundgelehrten Leuten, sondern armen Laien ... gepredigt worden ..." (S. 219—222).

Um genau diese Problematik geht es dem „gestryfft Schwitzer Baur". Im großen Rahmen der Schmäh- und Streitschriftliteratur der frühen Reformationszeit[3], der Zeit, in der die Bewegung von der breiten Masse des Volkes sehr engagiert getragen wurde, ist unsere Schrift zur interessanten wie bedeutungsvollen Gruppe der Prosadialoge zu stellen. Die Gesprächsform, im Grunde eine dramatische Form, vermag es, aktuelle Probleme besonders lebensnah und einprägsam zu veranschaulichen. Auch Hans Sachs hat beachtenswerte streitbare Dialoge dieser Art verfaßt: im Jahre 1524 vier, zwei weitere 1546 und 1554. Sein 1. Dialog, „Disputation zwischen einem Chorherrn und schuchmacher" ist für unseren Zusammenhang interessant, weil wir auch hier die unmittelbar zeittypische Konstellation wiederfinden: die nur an der Erhaltung ihrer Machtstellung interessierte (weltliche wie geistliche) Obrigkeit — hier vertreten durch den Chorherrn — steht dem mündig werdenden, bibelfesten, ernsthaft nach dem wahren Weg zum Seelenheil suchenden Laien — hier durch den Schuhmacher repräsentiert — gegenüber. Das Gesprächsergebnis ist, wie bei allen gleichgelagerten, jeweils programmatisch festgelegt: die bessern Argumente finden sich stets auf seiten der Laien. (Auch Luther selbst stellt in jenen Jahren nicht selten dem aufrichtigen, gläubigen, redlichen ‚kleinen Mann' den „großen Hansen" und „Pfaffen" in scharfer Kontrastierung gegenüber.)

[3] Vgl. dazu G. Bebermeyer, Schmähschrift/Streitschrift in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, S. 665—678, bes. 669—671.

Wurde in diesen Jahren die deutsche Sprache bekämpft, weil durch sie breite Volksschichten an der reformatorischen, viel sozialen Zündstoff enthaltenden Auseinandersetzung teilnehmen konnten und dadurch für die ‚Obrigkeit' die Gefahr eines Massenaufruhrs entstand (die Bauernkriege erwiesen die Berechtigung solcher Ängste), mußte sich das Deutsche im „großen Kulturkampf" (Hagen) auch noch eines älteren Vorwurfs erwehren: eine Sprache zu sein, die nur für Ungebildete taugte. Man denke dabei z. B. an Murners „Narrenbeschwörung" (1512), wo es in Kapitel 97, Vers 118 f., heißt: „zuo latin far ich mit weisen, zuo tütsch muos ich mit narren reisen". Das Jahr 1530 markiert dann eine Beendigung des Kampfes. Katholische Reichsstände forderten auf dem Augsburger Reichstag, daß die lateinische Fassung der Augsburger Konfession zuerst verlesen werde, während der Kurfürst von Sachsen auf der Priorität der deutschen Fassung beharrte, eine Meinung, der der Kaiser zum Durchbruch verhalf.

„Dr. Georg Wolfgang Panzers Annalen der älteren deutschen Litteratur..." (Nürnberg 1805) geben in Band 2 (unter Nr. 1582) einen kurzen Hinweis auf unsere Flugschrift, die sich in seinem Besitz befinde. Er zitiert die „Hallerische Bibliothek", die von einer „schändlichen" Schrift spricht, eine Beurteilung, der er sich — mit Recht — nicht anschließt. Der deutsche Gesamtkatalog sieht in Pamphilus Gengenbach einen möglichen Autor; sicher jedenfalls ist: ein einfacher Bauer, wie der vollständige Titel nahelegen will, war der Verfasser nicht.

Dem Titel „Der gestrylfft[4] Schwitzer Baur. / Diß buechlin hat gemacht ein Baur auß dem Entlibuoch / Wem es nit gefall der küß imm die bruoch"[5] folgt ein Holzschnitt, der einen Bauern zeigt, der sich unter einem Baum mit einem auf einem Esel reitenden Mönch unterredet.

[4] ‚gestrylfft': eigentlich: gestreift, wird in der älteren Sprache — in Beziehung auf die Geisteshaltung — in der Bedeutung ‚redegewandt', ‚einen gelehrten Eindruck erweckend', ‚schlau', ‚gerieben', ‚gewandt' verwendet. Der Begriff kann positiv wie negativ belegt werden. Spricht die ‚Obrigkeit' vom „gestrylfft" Laien, ist der Bedeutungsgehalt deutlich abwertend und brandmarkt eine aus ihrer Sicht hochstaplerische, frech-anmaßende Haltung. Die Gegenseite kann dieses Prädikat einmal durchaus als Ehrentitel verstehen, ‚gewandt', ‚schlau', oder aber — im Hinblick auf den Gesprächsausgang: den programmierten Sieg des Laien — ironisch aufgreifen.

[5] bruch = frühneuhochdeutsch ‚Hose'. Wander (Bd. 1, Sp. 484) registriert „Er soll mir die Bruch küssen" als sprichwörtliche Wendung (ohne Quellenangabe).

Mir stand eine Fotokopie der Schrift aus den Beständen der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart zur Verfügung (30 Seiten ohne Numerierung, Satzspiegel, 10 x 15,5 cm).

Dieser recht bildhaften Einführung folgt, „uff das jedermann erkenn, und merck war uff diß buechlin gemacht sy“ die knappe Skizzierung des Handlungsrahmens: eine Situation wird umrissen, die für jene Tage Symptomcharakter hat. Im vergangenen Jahr (1521) erfahren wir, habe es sich begeben, „das ein prediger münch hat geprediget in der fasten in eim fläcken in dem Schwitzerland“, womit er im wesentlichen das Ziel verfolgte, die „gestryfften leyen“ zu schelten, „die do taeglich in den teütschen buecheren laesen“, einen Umstand, den er „ein verfuerung vyler menschen“ nannte, „dann sy es nit koennen verston“. Ein „guoter einfeltiger schwitzer Baur“, der selbst schon viele deutsche Bücher „hinter sich hat“, sucht nun den Mönch auf, mit ihm über diese heftigen Angriffe und Vorwürfe zu diskutieren. Dem eigentlichen Gespräch, Mittelpunkt der Schrift, wird noch eine etwas langatmige „vorred in diß biechlin“ vorausgeschickt, die auf bedeutsame Weise zunächst den „liebhaberen der Teütschen buecher“ den „gruoß in Christo Jesu unserem herren“ entbietet.
Aus dieser Einleitung läßt sich eine Momentaufnahme herausziehen, die die besonderen Existenzprobleme des evangelischen Laien jener Tage herausstellt: die „Schriftgelehrten“ („unser geschrifft gelerte“) wollen nicht dulden, daß ein Laie deutsche Bücher lese, wodurch es diesem verwehrt wird, den „waeg der ewigen saeligkeit“ selbst zu erkennen. Die „red und widerred des Prediger Münchs und des gestryfften Schwitzer Bauren“ ist im Grunde ein Monolog. Im Mittelpunkt stehen Meinungen und Argumente des bäuerlichen Laien; die spärlichen Gegenargumente haben rein rhetorische Funktion. Ihr nur statistischer Wert besteht darin, die bereits einleitend dargelegte Haltung der „Schriftgelehrten“ zu summieren. Ohne irgendwelche Konturen zu gewinnen, steht der Mönch für die „Hasser und benider aller der die tütsche buecher laesen“, wird er zur papierenen Inkarnation des „ungetreuen Hirten“ schlechthin. Das stereotype Klischee protestantischer Streitschriften jener Tage bestätigend, das dem mit gesundem Menschenverstand begabten Laien den „gelehrten Esel“ in scharfer Polarisierung entgegenstellt, ist der Vertreter der Geistlichkeit der oft bauernschlauen Argumentation des Bauern nicht gewachsen. Ob er denn, fragt z. B. der „einfältige“ Bauer scheinbar unterwürfig, die Predigtweisheiten des Mönchs niederschreiben dürfe, damit er sie leichter seinem Gesinde vermitteln könne. Als ihm dies — huldvoll — gewährt wird, holt der Listige zum Schlag aus: armselige Mönchsworte also dürfe man in deutscher Sprache lesen, Gottes Wort hingegen nicht.
In seinen Monologen geht der Bauer wiederholt auf die Hauptvorwürfe der Gegenseite ein, die, auf das Wesentliche reduziert, das Lesen deutscher Bücher für „große sünd“ und „irrsal“ halten,

und es nahe an die Ketzerei rücken. Er gibt über die offiziell geäußerten Gründe solcher Verbote Auskunft, die einmal beim Laien liegen, der so hohe und subtile „Ding“ nicht zu begreifen vermöge, zum andern in Wesen und Charakter der deutschen Sprache zu suchen sind, die der Vernunft nun einmal nicht „gemäß“ sei, die gar so gescholten werde, als ob sie „dem glouben und goetlicher Liebe nicht gezaem“. Er kennt aber auch die ‚wahren‘ selbstverständlich nie offen formulierten Hintergründe dieser Verbotssituation: die Laien dürften die Schrift in deutscher Sprache deshalb nicht lesen, weil die Obrigkeit befürchtete, diese könnten dadurch erfahren, daß sie ihres Amtes nicht so waltete, wie es Gottes Gebot entspricht. Er hält auch die Erklärung bereit, warum die Oberen sich gegen die Lehre Luthers stemmten: weil sie ihnen vielerlei Einbuße bringe, nämlich an „gewalt / eren / und seckel / kaeller und in kuchen“. Der Zustand aber der Obrigkeit im weitesten Sinne ist es, der nach Auffassung unseres Schweizers den Laien geradezu zwingt, deutsche Bücher zu lesen. Die ‚Oberen‘ taugen nicht mehr zum Vorbild, an dem man sich zur eigenen Besserung orientieren könne. Der anklagende Bauer fürchtet gar, man werde, wenn man heute den „Schriftgelehrten“ und „Hirten“ nachfolge, „kein heilsame pfort erlangen“. In der Folge müßten alle Menschen aufgerufen sein, den „neuen Hirten“, den „rechten Weg“, die „guoten weid die unß erneren“ auf eigene Faust zu suchen. Der einzige Weg aber zur heiligen Schrift, zum „Himmelsbrot“, das niemand verwehrt werden darf, bestehe im Lesen deutscher Bücher: hier nur habe der Laie noch die Möglichkeit, den göttlichen Willen zu erfahren, nach dem zu leben allein das Heil bringe.

Zum Höhe- und Kernpunkt der „red und widerred“ wird die Verteidigung der deutschen Sprache, die sich als so unverzichtbares grundlegendes Hilfsmittel zum ewigen Seelenheil erweist. Anerkannte Autoritäten garantieren dem Bauern, daß die deutsche Sprache erlaubt sei, deren Geringschätzung durch die gegenwärtige Obrigkeit ja nur dann verständlich wäre, wenn sie sich „auß der sprach die Balaams esel ret“ herleitete, und somit „ein esels sprach“ wäre. Den Vorwurf, daß Deutsch die Sprache der Ungebildeten sei, widerlegt er mit der Feststellung, daß man „ouch findt groß esel in der latinischen sprach“.

Kirchenväter wie Hieronymus, Ambrosius, Augustin sind ihm Gewährsleute gegen die Priester und ungetreuen Hirten seiner Tage, denn ihre Lehre fordere, daß jeder sich der heiligen Schrift befleißigen solle. Die von ihm zitierte Feststellung seiner Garanten, daß niemand davon ausgeschlossen werden dürfe, läßt für ihn selbstverständlich die Interpretation zu, daß jeder dieser Pflicht in *der* Sprache, die er verstehe, nachkommen dürfe. Be-

deutender Zeuge seiner Argumentation ist der erste Mensch, der erste Laie gewissermaßen. Daß Gott Adam erlaubt habe, die Vernunft in seiner Sprache zu gebrauchen (was der Mönch als autorisierte Lehrmeinung bestätigt), ist dem Bauern Beweis genug, daß auch der Laie von 1521 sich nach seinem prominenten Ahnvater richten dürfe. Zum Kronzeugen wird David, der Gott inständig und oft in seinen Psalmen bitte — und stets „in siner eignen sprach". Und weil Gott — nach David — Lob in jeder Sprache gerne höre, nimmt auch der Bauer das Recht für sich in Anspruch, in der Sprache zu lobpreisen, „die mit mir auff gewachßen ist". Auch Paulus wird zum autoritativen ‚Laien-Helfer': in keiner seiner Lehren habe er sich gegen irgendeine Sprache gerichtet, sich folglich auch nicht gegen die deutsche ausgesprochen; *ein* Glaube, *eine* Taufe seien zentrale Punkte seines Lehrgebäudes, von *einer* Sprache aber habe er offensichtlich nichts gesagt.

Im Bauern stellt sich der selbstbewußte evangelische Laie jener reformatorischen Jahre vor, so mündig, wie er sich sieht und wie er gesehen und gewürdigt werden will. In seinen optimistischen, noch vom ganzen Schwung der Aufbruchssituation getragenen Vorstellungen, in die sich auch Züge deutlichen Wunschdenkens mischen, sieht er sich als wahren und einzigen Träger der göttlichen Lehre — ganz wie es Gottes Wille sei; denn er begabt „mehr die einfaeltigen und demuetigen / dann die hochfertigen / hochgelerten und naß wisen" — und so, wie es in der Bibel vorgezeichnet und vorgeprägt ist: auch Petrus und Andreas waren „guot einfaeltig fischer". Daß der evangelische Laienstand in der Trägerschaft des rechten Glaubens das priesterliche Establishment, das zum ausgehöhlten Popanz geworden war, abgelöst hat, faßt dieser Schweizer Laie in die Bemerkung, daß heute ein Priester einem Laien gegenüber oft „wie ein gans", und der „hirt narrechter dann sine schäfflin" sei. Man finde, stellt er genüßlich wie stolz fest, jetzt mehr Laien, die am Sonntag das Evangelium besser *auswendig* wüßten, als der Pfarrer *„inwendig lesen"* könne. Fern noch ist die Resignation späterer Jahre, in der protestantische Laien wie Pfarrer unter der Diskrepanz zwischen dem moralischen Anspruch der ‚neuen Lehre' und ihrer alltäglichen Verwirklichung leiden.

Die Quintessenz dieser so bemerkenswerten Flugschrift besteht in der Aufforderung, sich am Lesen deutscher Bücher nicht hindern zu lassen, denn es diene dem existenziell so wichtigen Sammeln von Erfahrungen, die zum einzig erstrebenswerten Lebensziel: Gott und den Nächsten zu lieben, führen; wichtig und ausschlaggebend jedoch ist, daß „jeder selbs" sich „darin erfahr" und „darinn selbs ein doctor" werde.